

# Armut und psychische Befindlichkeit<sup>1</sup>

■ W. Schmid

HSA Hochschule für Soziale Arbeit Luzern

## Krankheit und Armut

Kein Zweifel: Armut und Krankheit stehen in einem engen Verhältnis zueinander. In früheren Zeiten wurden die Begriffe nahezu als Begriffspaar verwendet. Krank zu sein bedeutete fast immer auch arm zu sein. Armenhäuser, Siechenhäuser und Irrenhäuser waren oft dieselben, von der Kirche und später vom Staat getragenen Einrichtungen, in denen weder was die Diagnose noch was die Hilfestellungen betraf grosse Unterscheidungen möglich und nötig waren. Und wenn heute unter Krankheit eine Problematik verstanden wird, welche die Entfaltungsmöglichkeiten eines Menschen behindert, so gilt dies auch für die Armut; wenn Kranke in ihrer Lebensführung eingeschränkt sind, so gilt dies ebenso für Arme. Armut und Krankheit haben einen ursächlichen Zusammenhang: Kranke tragen ein grösseres Armutsrisiko als gesunde und Armutsbetroffene werden eher krank als reiche. Empirisch nachweisbar ist dies etwa im neuesten Sozialbericht des Kantons Zürich: Krankheit und Behinderung in Verbindung mit Erwerbslosigkeit ist eines der am meisten genannten Problemmerkmale bei Sozialhilfebezügern und -bezüglerinnen. In 38 Prozent aller Fälle wird auf gesundheitliche Ursachen verwiesen, die zur Hilfebedürftigkeit geführt haben. Dieses Merkmal kommt doppelt so häufig vor, wie etwa die Nennung einer Suchtgefährdung. Auch wenn diese Angaben auf subjektiven Einschätzungen der fallbetreuenden Personen beruhen, ist doch festzuhalten: Krankheit und Behinderung haben einen hohen Anteil an der Armutproblematik aber – im Vergleich etwa mit der viel geringeren Zahl der Drogensüchtigen oder Working Poor – einen ungleich geringeren Beachtungsgrad.

Wie verhält es sich mit den psychisch Kranken? In der Sozialberichterstattung des Kantons werden sie nicht gesondert erfasst. Das wäre wohl auch schwierig angesichts der fließenden Übergänge. Immerhin darf als gesicherte These gelten, dass psychisch auffällige Personen tendenziell eher in grösseren

Städten als auf dem Lande Wohnsitz nehmen. Bei aller Vorsicht gegenüber dem Zahlenmaterial würde dies mit einer Erklärung dafür bieten, weshalb in der Stadt Zürich mehr als überdurchschnittlich viele Sozialhilfebezügler von gesundheitlichen Problemen betroffen sind als im übrigen Kanton. In mehr als zwei Dritteln aller Fälle wird dieses Problemmerkmal angesprochen. Nicht verlässlich festlegen lässt sich die Grenze zwischen körperlicher und psychischer Erkrankung. Wenn sich die Psychiatrie erst zur reinen Hirnheilkunde bzw. zur angewandten Neurowissenschaft entwickeln sollte, in der psychische Erkrankungen nur noch als organische Störung verstanden werden, dann wäre ihre gesonderte Betrachtung ohnehin obsolet. Ist dem so? Wird die psychische Erkrankung wie irgendeine Erkrankung behandelt und wie verhält es sich damit zur Armut? Wir kommen einer Antwort auf diese Frage wohl nur näher, wenn wir einen Augenblick lang die Reaktionsmuster der Gesellschaft auf Armut und Krankheiten ins Zentrum rücken.

## Lieber gesund und reich als arm und krank

Dieser etwas dümmliche Satz gehört zu den Bonmots angesäuselter Feierabendrunden und erregt in der Regel Heiterkeit. Warum eigentlich? Ist es nicht selbstverständlich, dass man lieber reich und gesund ist als arm und krank? Wie kann eine Selbstverständlichkeit erheitern? Diese Selbstverständlichkeit vermag wohl nur deshalb zu erheitern, weil sie eine vordergründige ist, die von ganz anderen, gegenläufigen Wertvorstellungen herausgefordert wird. Armut zum Beispiel wird nicht überall negativ besetzt. Es gibt zum Beispiel das Armutsgehlübe der Ordensleute. Armut als Tugend, als religiöses Gebot. Es gibt die Bedürfnislosigkeit der buddhistischen Mönche, es gibt die Eremiten, die in vollkommener Askese zu höchstem sozialem Ansehen gekommen sind. Armut trägt in sich die Verheissung, den wesentlichen Dingen im Leben nahe zu kommen. Armut ist gar der Schlüssel zum Paradies, wenn wir uns an das Kamel und das Nadelöhr erinnern. Armut führt zur Wahrheit und zur Wahrfähigkeit. Auch heute noch geht von diesem Gedanken Faszination aus. Während alle Welt dem Konsum zustrebt, wählen Jugendliche erstaunlich häufig den folgenden Bibelspruch zur Konfirmation aus: «Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne

und nähme doch Schaden an seiner Seele» – aus dem Gespür heraus: Reichtum verdirbt und richtet Schaden an der Seele an. Dies steht diametral zur Beobachtung, dass Armut und psychische Krankheit häufig gepaart vorkommen. Armut macht reich in der Seele. Armut führt nahe an die Ursprünge, hin zum natürlichen Leben. Die ganze Idealisierung des einfachen Landlebens schwingt im Armutsbegriff bis heute mit. Den Armen wartet reicher Lohn. Nicht nur in der Bergpredigt. So jedenfalls haben sich die kollektiven Vorstellungen auch in den Märchen verdichtet. Armut wird überall dort positiv besetzt, wo sie mit Freiwilligkeit oder moralischer Lebensführung verbunden ist. Freigewählte Armut verleiht als Lebensform Respekt, Tiefe und Ansehen. Die moralische Lebensführung wiederum schenkt der Armut die Verheissung der Erlösung. Eine kollektive Vorstellung, die sich in einer Vielzahl von Märchen verdichtet hat. Zum Beispiel im Sterntaler: «Arm geboren, früh verweist, ohne schützendes Dach und wärmendes Bett gab sich das ehrliche und fromme Mädchen nicht verloren, sondern glaubte an Gott und ging voller Hoffnung hinaus vor die Stadt. Es teilte das wenige, das es hatte mit andern und wurde reich beschenkt. So wurde es reich und wohlhabend bis an sein Lebensend.»

## Hierarchisierung der Armut

Die wenigsten Sozialhilfeabhängigen haben die Armut freiwillig gewählt. Viele hätten sie gerne vermieden und glücklicherweise versuchen auch viele, und nicht selten mit Erfolg, wieder aus ihr herauszukommen. Die wenigen, die Armut frei gewählt und sich mit der Sozialhilfe eingerichtet haben, sind für die Öffentlichkeit ein Ärgernis. Sie stellen unter Beweis, dass sie mit einem Existenzminimum leben können, dass sie sich in der Gesellschaft zu behaupten vermögen, auch ohne Integrationsmassnahmen und -programme. Und wo sie es mit der freigewählten Armut zu offenkundig und auffällig bunt treiben – zu denken wäre hier an die paar Dutzend Clochards der Stadt, die sich trotz bereitgestellter Notunterkünfte nicht dazu bewegen lassen,

Korrespondenz:  
Dr. Walter Schmid  
Rektor HSA Hochschule  
für Soziale Arbeit Luzern  
Werftstrasse 1  
Postfach 3252  
CH-6002 Luzern  
e-mail: wschmid@hsa.fhz.ch

<sup>1</sup> Auszug aus einem Referat gehalten am 26. November 2002 anlässlich einer Feier zum 30jährigen Bestehen des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes der Stadt Zürich.

eine dieser Einrichtungen aufzusuchen –, wird bald einmal die Frage gestellt, ob sie noch normal sind.

Besser haben es die Armen in unserer Gesellschaft, die es mit der Moral halten: Es gibt nämlich auch unter den Armen eine klare Hierarchie, eine selbst geschaffene und eine von der Gesellschaft zugeschriebene. Noch immer spielt diese in der Armutsbekämpfung eine entscheidende Rolle. Man kann gar die These formulieren, dass die Armutsbekämpfung um so schwieriger ist, je tiefer das Sozialprestige der Armutgruppe ist. Beispiele illustrieren dies: Die uralte, überwunden geglaubte und im Recht auch überwundene Unterscheidung etwa zwischen unverschuldeter und selbstverschuldeter Armut schwingt heute noch in vielen sozialpolitischen Debatten offen oder unterschwellig mit. Das archetypische Armutsbild der Witwen und Waisen etwa, noch überhöht durch das Familienideal des 19. Jahrhunderts, lebt heute in einer grosszügigen sozialstaatlichen Regelung fort, von der eine im Konkubinat lebende Mutter mit ihren Kindern nur träumen kann. Jeder Versuch, diese Ungleichgewichte zu beheben, stösst auf erbitterten Widerstand. Aus ähnlichen Gründen gehört heute die alleinerziehende Mutter zu einer inzwischen gesellschaftlich anerkannten Armutgruppe. Dazu musste sich allerdings erst die Moral wandeln und den Skandal einer unehelichen Geburt bzw. das Scheitern einer Ehe geringer gewichten als das Verdienst der Erziehungsarbeit unter schwierigen Lebensbedingungen.

Ähnlich verhält es sich mit der Gruppe der Working Poor. Vor einigen Jahren waren weder der Begriff noch das Phänomen bekannt, inzwischen gehört diese Gruppe zur beliebtesten Gruppe der Armutsbetroffenen. Sie arbeitet nämlich. Nicht, dass es sie nicht immer schon gegeben hätte – Arme sind nicht so faul wie man denkt –, aber es wurde einer breiteren Öffentlichkeit bewusst, dass es auch in unserer Wohlstandsgesellschaft viele Menschen gibt, die trotz Erwerbsarbeit nicht genug zum Leben haben und auf Solidarität angewiesen sind. Als Werk tätige respektieren sie den moralischen Imperativ unserer Arbeitsgesellschaft, ordnen sich ein, krampfen und bringen die Leistung – und schaffen es doch nicht bis zur wirtschaftlichen Selbstständigkeit, geschweige denn Prosperität. Working Poor sind eine Provokation des Systems und machen betroffen, denn eigentlich sollte es sie nicht geben.

Auch eine Provokation, nicht des Systems, sondern der Moral sind diejenigen, die nicht arbeiten, obwohl sie – wie man annehmen muss – arbeiten könnten. Ob erwerbslos oder erwerbsunfähig ist meist umstritten, in jedem Fall gehen sie keiner ordentlichen Tätigkeit nach. Gesamtschweizerisch sind es vielleicht 40 000 Sozialhilfeempfänger, die sich dieser Gruppe zuordnen lassen. Angesichts der rund 3 Millionen Menschen, die in diesem Land leben, ohne zu arbeiten (Alte und Kinder mitgerechnet) ist es eigentlich erstaunlich, wie sehr sie die Armutsdebatte zu prägen vermögen. Die Programme «Arbeit statt Fürsorge», «Arbeit vor Fürsorge» oder «Chancenmodelle» oder «food for work» oder wie

sie heissen mögen wären politisch nie so gefordert und nie so gefördert worden, stünde nicht die moralische Provokation im Raum, die so nicht hingenommen werden kann.

Es gibt also eine Stratifizierung der Armut. Es gibt die Armen, die arbeiten, es gibt jene, die es nicht einmal zu einer Arbeit schaffen, es gibt jene, die pflegeleicht sind und jene, die mühsam sind, die Familienmütter und die alleinstehenden Männer und jede Benennung transportiert ein Werturteil, das sich auf die Befindlichkeit der Betroffenen überträgt.

### Hierarchie der Krankheiten

Und wie verhält es sich mit den Kranken? Wie bei der Armut, so gibt es auch bei den Krankheiten eine Rangordnung. Sie ist vermutlich noch ausgeprägter als im Sozialbereich. Zuerst auf der Leiter steht, von aussen betrachtet, wohl die Sportkrankheit. Wenn Roger Federer kürzlich für dienstuntauglich erklärt wurde, aus medizinischen Gründen nota bene, so darf man davon ausgehen, dass dieser Typus Krankheit sein Sozialprestige und auch sein Selbstwertgefühl nicht übermässig beeinträchtigt hat. Diametral anders verhält es sich für Menschen, die psychisch leiden. Sie leiden, wie Prof. Daniel Hell in seinem Buch «Seelenhunger» darlegt, nicht nur an einer minderwertigen Gesundheit, sondern auch an einer minderwertigen Krankheit. Und er sagt: «Auch heutzutage leiden manche Menschen ebenso sehr unter der Stigmatisierung ihrer psychischen Problematik wie unter der Krankheit selbst.» Wir alle haben als Kinder gewusst, was es hiess, der oder die war im «Burghölzli». Psychisch krank zu sein war das Letzte. Dass es sich bei dieser Stigmatisierung um ein transkulturelles Phänomen handelt, wurde mir letzten Sommer bewusst, als ein indonesischer Taxifahrer, der mich an einen bestimmten Ort fahren sollte, nicht zu schmunzeln aufhörte und mir auf meine Rückfrage zu verstehen gab, ja eben, dort würden die psychisch Kranken untergebracht. Gehen wir dieser Hierarchisierung der Krankheiten und der Armut noch etwas nach. Wir stossen dabei auf drei interessante Angelpunkte, die mir aufgefallen sind.

### Angelpunkte zwischen Armut und Krankheit

Zunächst ist für viele die Flucht in eine Krankheit eine echte Alternative zum drohenden Abstieg in die Armut. In der Tat sichert unser gutausgebautes Gesundheitswesen eine vergleichsweise gute finanzielle Absicherung für Kranke. Die medizinischen Dienstleistungen stehen als öffentliches Gut den Versicherten fast ohne Schranken zur Verfügung. Krankheit vermittelt grösseren gesellschaftlichen Status als Armut. Allerdings nicht jede Krankheit! Die Flucht in die Krankheit wird denn auch nur angetreten, wenn ein Statusgewinn damit verbunden ist. Bei psychischen Erkrankungen ist dies weniger häufig der Fall. Sie eignet sich weniger als Bewältigungsstrategie. Für Armutsbetroffene

ist denn auch die Diagnose entscheidend, nämlich ob es sich um eine psychische oder eine somatische Krankheit handelt. Rückenleiden und neurologische Diagnosen werden vorgezogen. Es ist deshalb kein Wunder, dass sich dieser Sachverhalt in der Invalidenversicherung widerspiegelt. Das Wachstum der Zahl der Anspruchsberechtigten in den vergangenen Jahren ist bekanntlich vor allem auf die Zunahme von Personen mit psychosomatischen Störungen zurückzuführen, wobei sich die Invalidenversicherung immer mehr als Auffangbecken für Träger von Symptomen erweist, die sich nicht klar einordnen lassen. Die Unbestimmtheit der Diagnose ist dabei wichtig. Die Rente kann so gesichert werden, ohne dass man als psychisch krank stigmatisiert wird. Der Betroffene kann so mit der Rente und der Diagnose leben.

Armut stellt – eine weitere Scharnierstelle – eine Belastung dar und wer eine Disposition zu psychischer Auffälligkeit hat, ist ihr besonders ausgesetzt. Ganz alltägliche Situationen lösen emotionalen Stress aus. Einkommensschwache Personen können zum Beispiel nicht jede Einladung zu einem gemeinsamen Essen in einem Restaurant annehmen. Sagen sie ja, überfordern sie ihr Budget, sagen sie nein, brüskieren sie möglicherweise ihre Bekannten. Anschaffungen oder Reparaturen können wegen mangelnder Mittel oft nicht getätigt werden, ohne sich zu verschulden. Dies wiederum gefährdet die Stabilität des Haushaltes. Wünsche der Kinder nach peergerechter Kleidung etwa können nicht erfüllt werden. Der Gang auf eine staatliche Behörde, insbesondere zu einer Sozialbehörde wird immer wieder als schwierig erlebt, jedenfalls bis sich ein Kontakt eingestellt hat. Über allem hängt bei vielen die Angst vor einem Stellenverlust. Die Belastung hat mit materiellem Mangel zu tun, aber ebenso mit der damit zusammenhängenden Unfähigkeit, schichtspezifischen Standards zu genügen. Ansehen, Selbstwertgefühl, Furcht, Sorge um die Nächsten und die eigene Autonomie sind angesprochen. Psychisch auffällige Personen sind weniger als andere in der Lage, auf diese Belastungen adäquat zu reagieren. Ihre Möglichkeiten, der durch den materiellen Mangel verursachten Lebenslage zu entrinnen, sind sehr beschränkt. Armut jedenfalls verschärft ihre Situation.

Angelpunkt zwischen psychischer Auffälligkeit und Armut ist schliesslich einmal mehr die Arbeit. Die Arbeitsmöglichkeiten psychisch behinderter Menschen sind eingeschränkt. Etwa ein Drittel unter ihnen verfügt über einen ordentlichen Arbeitsplatz, ein weiteres Drittel ist ohne Erwerbstätigkeit und ein Drittel ist in geschützten Programmen beschäftigt. Diese Gliederung entspricht ziemlich genau auch jener unter den Sozialhilfebezügern. Auf dem Arbeitsmarkt werden Leistungsdefizite psychisch behinderter Menschen sichtbar und dies um so schneller, als die Arbeitswelt ihre Produktivität und damit ihre Leistungskraft erhöhen muss. Was nicht taugt, wird abgebaut. Wer nicht taugt, wird abgebaut. Diese Selektion ist systemimmanent und für alle Beteiligten gnadenlos in dem Sinne, dass, wer sich gegen das System verhält, vom System bestraft wird. Das gilt

gleichermaßen für Arbeitnehmer wie für Unternehmer. Wer kann es sich noch leisten, jemanden mit psychischen Beeinträchtigungen einzustellen (er hätte seine Sorgfaltspflicht verletzt) oder in Anstellung zu halten (sie hätte das Rationalisierungspotential nicht ausgeschöpft)? Und in der Tat: Wer von uns hat heute noch den Freiraum oder die Geduld, sich mit schwierigen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen herumzuschlagen? Psychisch auffällige Personen schlittern so nicht selten in die Armut und dort auf die niederste Stufe. Denn weder ist ihre Armut frei gewählt, noch vermögen sie bei den moralischen Standards gross zu punkten. Meistens haben sie kein intaktes Familienleben, erfüllen keine Erziehungspflichten und obendrein arbeiten sie nicht. Auch fehlt ihnen eine statusverleihende Krankheit.

### Gesellschaftliche Antworten

Wie ist die Reaktion unserer Gesellschaft auf dieses Amalgam aus Armut und psychischer Auffälligkeit? Sozialpolitisch besteht sie im wesentlichen aus Flucht und Verneinung. Mit der Invalidenversicherung gibt es zwar eine Sozialversicherung, welche die materielle Existenz in Tausenden von Fällen sichert. Sie übernimmt eine Funktion, die sie übernehmen muss, weil niemand sonst es tut, aber man will sie ihr nicht wirklich zugestehen: nämlich die Existenzsicherung von Menschen, die aus psychischen Gründen im erwerbsfähigen Alter nicht mehr zur Erwerbstätigkeit fähig sind. Ein gesellschaftlicher Diskurs über psychisch auffällige Personen, die in Armut leben, wird dabei weitgehend ausgeblendet. Nicht nur von der Politik, sondern auch

von den Sozial- und Spezialorganisationen. Wegen des niederen Sozialprestiges dieser Personen unter den Armutsbetroffenen und den Kranken werden sie tunlichst nicht thematisiert. Es gibt wohl eine Kampagne für mongoloide Kinder der pro infirmis, aber nicht etwas Vergleichbares für psychisch Behinderte.

Die Invalidenversicherung selber entwickelte sich so zu einem sozialen Auffangbecken. Inzwischen gar zum Fass ohne Boden. Die Zahl der psychisch Erkrankten nimmt laufend zu und unter ihnen wiederum die jüngerer Menschen. Trotz der hohen Belastungen wird Ziel und Zweck dieser Versicherung in der Gesellschaft kaum diskutiert. Dabei wären der Wandel der Gesellschaft, der Arbeitswelt und des Gesundheitsbegriffs bedeutsame Themen! Finanziert aus Versicherungsbeiträgen der Sozialpartner und öffentlichen Mitteln eignet sich die Invalidenversicherung besonders gut als Black box des Sozialstaates, weil sich niemand wirklich verantwortlich fühlt. Und ganz unrecht hatte ein Kritiker unseres Sozialstaates nicht, als er jüngst von der Invalidenversicherung als einem Objekt der «heimlichen Verschwörung» sprach, das es Arbeitgebern und Gemeinden erlaubt, schwierige Sozialhilfeempfänger, Frührentner, Strukturpuffer, Entlassene, Ermüdete, unbestimmt Leidende und Arbeitslose einer Sozialversicherung zuzuschieben. Wenn nun aber die Gelder knapp werden, bemerken wir plötzlich schmerzlich, dass wir die Auseinandersetzung über den Wandel der Gesellschaft und der Arbeitswelt mit ihren Anforderungen an die Arbeitnehmer, über die Ausgrenzungstendenzen, die vor allem psychisch beeinträchtigte Menschen benachteiligen, und über vieles anderes

verpasst haben. Und wir stellen bedauernd fest, dass der Diskurs dort ansetzt, wo wir ihn nicht haben wollen, nämlich bei der Verunglimpfung der sozial Schwächeren. Der Begriff der Scheininvaliden zielt just auf jene unter den Armen und Kranken mit dem niedrigsten sozialen Status, auf jene, die keine Arbeit haben oder leisten können und auf jene, die mit einer psychischen Beeinträchtigung leben müssen. Die Reformen der Invalidenversicherung laufen denn auch in eine Richtung, die diesem Diskurs ausweicht. Die Invalidenversicherung soll saniert werden, indem man wieder auf stärkere Kontrollen, diesmal durch Vertrauensärzte, setzt oder die psychische Erkrankung als Grund für eine Rente nicht mehr anerkennen will. Die Invalidenversicherung soll wieder werden, was sie angeblich einmal war: Eine Versicherung für Menschen, die unter einer Krankheit mit höherem Status leiden, Geburtsschäden zum Beispiel. Prototyp des Invalidenversicherung-Rentners aber ist der Spitzensportler im Rollstuhl, der seiner Behinderung mit Optimismus begegnet, sie als Chance für einen Neuanfang begreift und sein Bestes gibt. Die Versicherung spiegelt so die vorherrschenden gesellschaftlichen Werte. Was aber geschieht mit den anderen, den psychisch Beeinträchtigten mit ihren Ängsten, Nöten und Gefängnismauern? Wenn die Invalidenversicherung ihnen nicht offensteht, weil sie mit ihrer Krankheit ohne Prestige nicht mehr in diese Versicherung gehören sollen, bleibt ihnen auf dem Weg in die Armut nur die Sozialhilfe, jene Hilfe also, mit dem niedrigsten Sozialprestige. Es muss verhindert werden, dass die Revision der Invalidenversicherung in eine solche Richtung abgelenkt.